
Forum

Thomas Ahbe

Transformation – Identität – Ressourcen

Zu Identitätsbildungsprozessen bei jungen Erwachsenen wird im Sonderforschungsbereich 333 der Universität München seit 1989 geforscht. Ab 1990 und seit dem Einsetzen der Transformationsprozesse in Ostdeutschland ist ein Leipziger Partnerprojekt assoziiert. Die Münchner Forschungsgruppe hatte mit den Methoden der qualitativen Sozialforschung eine sechsjährige Längsschnittuntersuchung konzipiert, die die entsprechenden Basistheorien vertiefen sollte. *Psychologisch* stützte man sich hier auf die Arbeiten von Marcia (insbesondere sein Theorem der kulturell adaptiven Identitäts-Diffusion bei Jugendlichen)¹ und *soziologisch* auf die Individualisierungstheorie von Beck/Beck-Gernsheim². Zum Label der Münchner sozialpsychologischen Identitäts-Forschung wurde die Metapher von der „Patchwork-Identität“³.

Wie bei vielen west-ostdeutschen Forschungsprojekten wurden auch hier der Forschung im ostdeutschen Teilprojekt zunächst die Basistheorien des westdeutschen Partnerprojektes zugrunde gelegt. Folgt man den Grundaussagen der Individualisierungstheorie, so wäre zu erwarten gewesen, daß die ostdeutschen Jugendlichen durch die nach dem Beitritt forcierte Modernisierung in den neuen Bundesländern deutliche Individualisierungstendenzen zeigen und eine eher offenere, fraktioniertere, postmoderne Identität ausbilden. Zur Individualisierung schreiben die Kronzeugen des Individualisierungstheorems: „Individualisierung meint zum einen die Auflösung vorgegebener sozialer Lebensformen – zum Beispiel das Brüchigwerden von lebensweltlichen Kategorien wie Klasse und Stand, Geschlechterrollen, Familie, Nachbarschaft usw.; oder auch, wie im Fall der DDR ... der Zusammenbruch staatlich verordneter Normalbiographien, Orientierungsrahmen und Leitbilder. ... Die zweite Seite von Individualisierung ... heißt schlicht: In der modernen Gesellschaft kommen auf den einzelnen neue institutionelle Anforderungen, Kontrollen und Zwänge zu.“ Dieses Netz von institutionellen Vorgaben hat „einen besonderen Anforderungscharakter, ein eigenes Leben zu führen. ... Die Normalbiographie wird damit zur ‘Wahlbiographie’, zur ‘reflexiven Biographie’. Das muß nicht gewollt sein, und es muß nicht gelingen.“

Bastelbiographie ist immer zugleich 'Risikobiographie', ja 'Drahtseilbiographie' ... sie kann auch schnell zur 'Bruchbiographie' werden."⁴ „Individualisierung ist ein Zwang, ein paradoxer Zwang allerdings, zur Herstellung, Selbstgestaltung, Selbstinszenierung nicht nur der eigenen Biographie, sondern auch ihrer Einbindung und Netzwerke, und dies in Abstimmung mit anderen und den Vorgaben von Arbeitsmarkt, Bildungssystem Wohlfahrtsstaat usw.“⁵ So ergibt sich eine „Suchgesellschaft der Individuen“⁶, in der das Leben der Subjekte „zum Projekt“ wird⁷.

Der in der Tendenz wachsende Zwang zur Selbstgestaltung, zum Selbstentwurf des Subjektes erfordert auch ein größeres Maß an Identitätsarbeit. Das Individuum muß sich nicht nur in einer wachsenden Zahl von zunehmend unterschiedlichen Bezügen bewegen, es ist häufig in diesen unterschiedlichen Bezügen noch mit divergierenden Wertesystemen und Handlungsanforderungen konfrontiert. All diese Alltagsfetzen müssen dann im individuellen Selbstentwurf, bei der kontinuierlichen Identitätsarbeit zu einem „Patchwork“ verbunden und – sowohl auf sich selbst und auf die soziale Umwelt bezogen – lebbar gemacht werden. Das formt eher elastische, flexible, und sogar – vor allem bei Jugendlichen – diffuse Identitäten. Identitäts-Diffusion, die in den fünfziger Jahren in den USA noch als rein *pathologisch* beschrieben wurde, gilt heute als *kulturell adaptiv*. Der Klassiker der sozialpsychologischen Identitätstheorie, Erik H. Erikson, entwickelte Mitte des Jahrhunderts ein Prozeßmodell normaler und gelungener Identitätsentwicklung, nach dem die Identität eines Menschen mit der Adoleszenz, nach einem krisenhaften Moratorium in der Jugend, ausgebildet sei und im weiteren Leben nur noch entfaltet werden müßte.⁸ Unter den heutigen Verhältnissen würde eine solche Identitätsform – so wird inzwischen angenommen – möglicherweise gerade durch ihre Kohärenz und Kontinuität für die Subjekte problematisch werden. Die zeitgenössische Identitäts-Theorie versucht Struktur- und Prozeßmodelle zu entwickeln, die die Identitätsentwicklung unter dem Einfluß der Modernisierungs- und Individualisierungsprozesse des letzten Jahrzehnts beschreiben können.⁹

Von diesem theoretischen Fokus aus wäre nach dem Beitritt der DDR für die Identitätsentwicklung junger ostdeutscher Erwachsener ein Trend zu pluralisierteren und fragmentierteren Identitäten und von der Normalbiographie hin zur „Wahlbiographie“ zu erwarten. „Die Anteile der prinzipiell entscheidungsverschlossenen Lebensmöglichkeiten nehmen ab, und die Anteile der entscheidungsoffenen, selbst herzustellenden Biographien nehmen zu.“¹⁰ Das aber – so behauptet Ronald Hitzler – „heißt nichts anderes, als daß heutzutage das Leben der Menschen prinzipiell als eine Art 'Optionen-Karussell' verstanden werden muß, ohne daß damit etwa die zwanghafte Auferlegtheit unbeabsichtigter und vielleicht unbedach-

ter Konsequenzen dieses Entscheiden-Könnens (das ja zugleich auch ein Wählen-Müssen ist) übersehen würde.“ Diese Konstellation führe dazu, daß „das moderne Individuum ... ständig von Gruppenorientierung zu Gruppenorientierung wechselt, daß es bei den meisten Umorientierungen in neue soziale Rollen schlüpft“¹¹ und schließlich, „daß wir also permanent nicht nur selber in Wahl- und Entscheidungssituationen gestellt, sondern auch mit immer neuen, uns einmal mehr, einmal weniger überraschenden Plänen von anderen, unsere Biographie mehr oder weniger nachhaltig tangierenden, Akteuren konfrontiert werden“.¹²

Die empirischen Befunde sozialpsychologischer Identitätsforschung in Ostdeutschland nach dem Beitritt offenbaren jedoch, daß sich die oben zitierten individualisierungstheoretischen Konstruktionen oder Prognosen teilweise nicht bestätigen werden.

Die empirischen Befunde der Leipziger Studie¹³ zeigten die Jugendlichen bei Identitätsarbeit nicht expansiv, sondern eher defensiv, sie richteten sich weniger auf Experimente oder Innovationen aus, sondern eher auf die Konstruktion bzw. Simulation verschiedener Normalitätsstereotypen und das, obwohl die jungen Erwachsenen sehr verschiedene Ausgangssituationen¹⁴ hatten.

Zur Interpretation dieses Umstandes ist es hilfreich, neben den klassischen Aspekten sozialpsychologischer Identitätsforschung¹⁵, die *Ressourcenproblematik* stärker und *systematisch* ins Auge zu fassen. Insbesondere ist es notwendig, die Akkumulation, den Transfer und den Verlust von Ressourcen in einer für die Sozialpsychologie brauchbaren Art und Weise zu konzeptualisieren.

Hierzu bietet sich das in der Kultursoziologie gebräuchliche Konzept der Kapitalformen von Pierre Bourdieu an. Bourdieu erweitert den aus der Ökonomie stammenden Kapitalbegriff und überträgt ihn auf alle gesellschaftlichen Bereiche, in denen Subjekte agieren, etwas einzubringen haben, gewinnen oder verlieren können. Kapital im Bourdieuschen Sinne kann zum Beispiel also auch Schönheit, die Kenntnis eines Filmes, eines Buches, oder eine freundschaftliche Beziehung sein. Aber es geht nicht nur um die Feststellung, daß Kapital in einer bestimmten Kapitalform und in einer bestimmten Quantität vorhanden ist, sondern vor allem darum, wie sich die verschiedenen spezifischen Kapitalien ineinander – in die verschiedenen „*Kapitalsorten*“ – verwandeln lassen, welche Verluste und welche Gewinne dabei zu verzeichnen sind. Vor allem soll mit dem Konzept der Kapitalakkumulation das Phänomen der Beharrung, der Kontinuität in der sozialen Welt beschrieben werden. Denn die soziale Welt ist kein Raum der Chancengleichheit, des „Glücksspiels“¹⁶, der ‘freien Wahl’ oder des ‘selbstbestimmten Identitäts-Entwurfes’, sondern sie ist eine Welt der Beharrung, der Akkumulation und der „Vererbung von er-

worbenen Besitztümern und Eigenschaften“¹⁷. Der Bourdieusche Ansatz der Kapitalsorten ist *zum einen* eine Theorie des *Beharrens*, also der „Überlebenstendenz“ und der erweiterten Selbstreproduktion von Kapital. Sie zeigt, warum bei der (Selbst-) Verortung im sozialen Raum „nicht alles gleich möglich und gleich unmöglich ist“¹⁸. *Zum anderen* ist sie eine Theorie zur Analyse gesellschaftlicher Transformationsprozesse (wie beispielsweise der Transformation nach dem Beitritt der DDR zur Bundesrepublik), weil sie die Kapitaltransfers, die Kapitalakkumulation bzw. -entwertung, die ein wesentliches und prägendes Moment von Transformationsprozessen sind, adäquat interpretieren kann.

Aber auch im individuellen Bereich und in bezug auf die sozialpsychologische Identitätsforschung ist der Bourdieusche Ansatz von Wert. Mit ihm können in der Identitätstheorie nicht nur die Veränderungen und Brüche, sondern auch die Beharrung und Begrenzung besser beschrieben werden.

Bourdieu unterscheidet drei Kapitalarten: ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital und soziales Kapital.¹⁹ Aufbauend auf diesem Konzept sprechen manche Autoren auch von symbolischem Kapital oder physischem bzw. Körperkapital²⁰.

Ökonomisches Kapital ist nach Bourdieu „unmittelbar und direkt in Geld konvertierbar und eignet sich besonders zur Institutionalisierung in der Form des Eigentumsrechts“²¹. Die in der sozialpsychologischen Identitätsforschung verwendete Rubrik *materielle Ressourcen* sollte genau diese Gruppe von Gütern des direkten ökonomischen Vermögens erfassen, die den jungen Erwachsenen zur Verfügung stehen, bzw. die ihnen über die Eltern oder die Herkunftsfamilie im weitesten Sinn zufließen. Relevant ist ökonomisches Kapital in bezug auf die *Wahrscheinlichkeit* der Akkumulation anderer Kapitalsorten, wie noch gezeigt werden wird.

Beim *Sozialkapital* handelt es sich „um Ressourcen, die auf der Zugehörigkeit zu einer Gruppe beruhen“. Es ist die „Gesamtheit der aktuellen und potentiellen Ressourcen, die mit dem Besitz eines dauerhaften Netzes von mehr oder weniger institutionalisierten Beziehungen gegenseitigen Kennens oder Anerkennens verbunden sind...“²² Der Umfang des „Sozialkapitals, das der einzelne besitzt, hängt demnach sowohl von der Ausdehnung des Netzes von Beziehungen ab, die er tatsächlich mobilisieren kann, als auch von dem Umfang des ökonomischen, kulturellen oder symbolischen Kapitals, das diejenigen benutzen, mit denen er in Beziehung steht.“²³ Zu Sozialkapital gelangen Personen über bewußte oder unbewußte Investitionen in Sozialbeziehungen, „die früher oder später einen unmittelbaren Nutzen versprechen“. Für den Aufbau und die Reproduktion dieses Kapitals ist „unaufhörliche Beziehungsarbeit in Form

von ständigen Austauschakten erforderlich, durch die sich gegenseitige Anerkennung immer wieder neu bestätigt⁴²⁴. Dadurch, daß es sich hierbei meist um Netzwerke und keine isolierten Einzelbeziehungen handelt, potenziert sich das Kapital, es entsteht ein „Gesamt-Kapital das die einzelnen Gruppenmitglieder besitzen, (es) dient ihnen allen gemeinsam als Sicherheit und verleiht ihnen – im weitesten Sinne des Wortes – Kreditwürdigkeit“⁴²⁵. Der Einzelne kann symbolisch im Namen und mit der symbolischen Macht seiner Gruppe, Familie, Clique, Club usw. auftreten. Wenn in der sozialpsychologischen Identitäts-Forschung von *sozialen Ressourcen* gesprochen wird, so sollten genau diese hier als Sozialkapital umschriebene Ressourcen assoziiert werden. Die Menge des Sozialkapitals ist vor allem auch für die Identitätsbildung der Subjekte relevant, denn „der Besitz eines dauerhaften Netzes von mehr oder weniger institutionalisierten Beziehungen gegenseitigen Kennens oder Anerkennens“⁴²⁶ ist für die Identitätsbildung konstitutiv. Obwohl Identität „in unserer Kultur monologisch gedeutet“⁴²⁷ wird, ist sie dennoch ein Prozeß dialogischer Anerkennung, deren Fehlen zu Deformationen führt. Bedingung für die individuelle Akkumulation von Sozialkapital sind alle Kapitalsorten, so die Partizipation bzw. Übernahme elterlichen Sozial- und Kulturkapitals – Bedingung ist aber auch ökonomisches Kapital. Modernisierte Netzwerke erfordern – im Unterschied zu tradierten Netzwerken beispielsweise der fünfziger Jahre, die sich lokaler und selbstverständlicher konstituierten – ein großes Quantum an Kapitalsorten und beständige Investitionen im „Sinne permanenter Beziehungsarbeit“⁴²⁸. Die Qualität der Netzwerke korreliert direkt mit dem Bildungsstand und dem Einkommen²⁹, und die „unaufhörliche Beziehungsarbeit in Form von ständigen Austauschakten ... (erfordert) Zeit und Geld und damit, direkt oder indirekt, auch ökonomisches Kapital“³⁰.

Kulturelles Kapital wird in drei Formen beschrieben, als inkorporiertes, als objektiviertes und als institutionalisiertes Kulturkapital. *Inkorporiertes Kulturkapital* sind verinnerlichte Fertigkeiten und Haltungen, es ist „grundsätzlich körpergebunden“. Die Inkorporierung, also die Einverleibung des Kulturkapitals, kostet Zeit und Energie (Bildung und Übung), die von dessen Träger „persönlich investiert werden“ muß³¹. Hier ist keine Vertretung und keine Beschleunigung möglich. *Objektiviertes Kulturkapital* (Bücher, Tonträger, Kunst) hingegen ist zwar materiell schneller übertragbar, es erfordert aber bei der Aneignung den gleichen Aufwand wie inkorporiertes Kulturkapital, bzw. letzteres selbst. *Institutionalisiertes Kulturkapital* sind staatlich anerkannte und in ihrer Anerkennung garantierte Abschlüsse und Titel, die, einmal erworben, ihren Träger vom Nachweis seines tatsächlich akkumulierten Kulturkapitals entlasten.

Für den intergenerationellen Ressourcentransfer – der bei der Unter-

suchung der Identitäts-Entwicklung von jungen Erwachsenen eine große Bedeutung hat – ist noch eine andere Beobachtung von Bourdieu wichtig. Sie bezieht sich auf die Weitergabe von Kulturkapital der Eltern auf die Kinder, also auf den Transfer von Kulturkapital *in* Kulturkapital. Das „kulturelle Kapital, das in Wirklichkeit ja in der Familie weitergegeben wird, hängt nicht nur von der Bedeutung des in der häuslichen Gemeinschaft verfügbaren kulturellen Kapitals ab, ... es hängt vielmehr auch davon ab, wieviel nutzbare Zeit ... in der Familie zur Verfügung steht, um die Weitergabe des Kulturkapitals zu ermöglichen...“³²

Wenn in der sozialpsychologischen Identitäts-Forschung von *individuellen Ressourcen* gesprochen wird, so sollten genau diese hier unter dem Rubrum *kulturelles Kapital* beschriebenen Ressourcen assoziiert werden. Aber nicht nur. Hierzu sollte auch der ganze Komplex der physisch-psychischen Qualitäten eines Subjektes zählen. Das sind zum einen die als physisches oder Körperkapital bezeichneten Güter³³, wie Gesundheit, Kraft oder Aussehen. Zum anderen Charakter, Temperament und jene Fähigkeiten, die für die Identitätsentwicklung eines Subjektes besonders wichtig sind – also vor allem Rollendistanz, Empathie und Ambiguitätstoleranz. Diese Fähigkeiten sind deshalb so relevant, weil im Zuge der Modernisierung die Ausformung, Konstruktion und Anerkennung der verschiedenen individuellen Identitäten nicht mehr mit Selbstverständlichkeit erfolgt³⁴ und dem Subjekt ein hohes Maß an Gestaltungskompetenz und individueller „Fähigkeit zum Aushandeln“³⁵ abverlangt wird. Während das Quantum der anderen hier beschriebenen Ressourcen, des ökonomischen, des sozialen, und zu großen Teilen auch des kulturellen Kapitals mehr oder weniger *direkt* mit der Position im sozialen Raum korrespondiert, die die Sozialisation des Subjektes bestimmt, ist das bei den zuletzt genannten physisch-psychischen Qualitäten weniger der Fall. Die Akkumulations- und Transformationsmechanismen des ökonomischen, des sozialen, und des kulturellen Kapitals zeigen eher das deterministische Moment der Ressourcenerlangung; die Wege, auf denen Subjekte zu den zuletzt genannten physisch-psychischen Qualitäten gelangen, verweisen auf das zufällige Moment der Ressourcenerlangung. Diese Diskrepanz liefert den Stoff für all jene Sozialmärchen, in denen *anmutige Mädchen und Jungen mit Herzensbildung*, bar jeglichen ökonomischen, sozialen und kulturellen Kapitals, mit den oberen Kreisen der Gesellschaft in Kontakt und Wettstreit treten, und, zur Freude des gerührten und zumeist ebenfalls kapitalschwachen Publikums, jenen dann zeigen, worauf es im Leben *eigentlich* ankommt.

Die in der Identitätsforschung als *regionale Ressourcen* bezeichneten Beziehungen oder Güter lassen sich nicht – wie die anderen Ressourcenarten – einer der beschriebenen Kapitalsorten zuordnen. Regionale Res-

ourcen bezeichnen eher die Ursachen, *warum* Subjekte einen Vorsprung an Kapital nutzen können, eben weil sie durch die lang andauernde Verortung in bestimmten Regionen, Netzwerken und Milieus die dort 'gespeicherte Potenz', die dort latent vorhandenen Reserven an sozialem, kulturellem und ökonomischem Kapital, bedeutend besser umsetzen können als Konkurrenten, die nicht aus der Region stammen. Dies ist vor allem in Phasen gesellschaftlicher Transformation und allgemeiner Kapitalentwertung bzw. -verknappung von entscheidender Bedeutung.³⁶

Im Zusammenhang mit den regionalen Ressourcen soll noch auf Bourdieus Überlegungen zum *politischen Kapital* im Staatssozialismus verwiesen werden.³⁷ Bourdieu führt diesen Terminus ein, um differierende Aneignungschancen seltener Güter und Dienstleistungen, die nicht allein aus den Unterschieden im Besitz von anderen Kapitalsorten gedeutet werden können, hinreichend zu erklären. Das ostdeutsche politische Kapital hat im Zuge des Beitritts und der Transformation in den meisten Fällen eine direkte Umwertung erfahren, für deren Träger ist aus dem Kapital eine Hypothek geworden. Nach dem Beitritt lassen sich Distinktionsgewinne eben dadurch erzielen, daß man vor der Wende kein politisches Kapital hatte, oder, noch besser, indem man in den Altbundesländern politisches Kapital akkumulieren konnte. Für die jungen Erwachsenen der Leipziger Studie sind diese Zusammenhänge aber irrelevant, da die Jugendlichen hier noch nicht als Träger politischen Kapitals in der DDR in Frage kamen bzw. weil sie sich nicht direkt mit westdeutschen Konkurrenten auseinandersetzen müssen.

Die Bedeutung des Bourdieuschen Ansatzes für die Identitätstheorie liegt nicht darin, daß die verschiedenen, für das Subjekt nutzbaren Ressourcen ausreichend genau rubriziert werden können. Der Nutzen dieses Ansatzes besteht darin, daß er die *Transformation der Ressourcen* diffizil beschreiben kann. So kann sichtbar gemacht werden, welcher Preis zu zahlen und welcher Gewinn einzustreichen ist bei der Transformation von Kapital von der einen zur anderen Sorte und ferner, welche Bedingungen die Gesamtbilanz der Transformation verbessern oder verschlechtern.

Der Alltag besteht aus ständigen Umtauschakten von Kapital der einen Form in eine andere. Soziales Kapital kann mit Hilfe ökonomischen Kapitals erworben werden, aber nur um den Preis der „Transformationsarbeit“.³⁸ Bei der Akkumulation von Sozialkapital handelt es sich um scheinbar nicht entgolte Verausgabung von Arbeit und Geld, Zeit, Mühe, Aufmerksamkeit oder Empathie. Was „aus einem engen 'ökonomischen' Blickwinkel als reine Verschwendung erscheinen muß“, stellt „im Rahmen der umfassenden Logik des sozialen Austausches eine sichere Investition dar, deren Profite über kurz oder lang in monetärer oder anderer Gestalt wahrgenommen werden können.“³⁹ Allerdings besteht auch hier

das Risiko des Transformationsverlustes, ein „Schwundrisiko“, denn es bleibt immer die Gefahr, daß „die Anerkennung einer Schuldverpflichtung, die angeblich aus einer derartigen vertraglosen Austauschbeziehung entstanden ist, verweigert wird“⁴⁰. Das heißt, daß derjenige, der in eine Sozialbeziehung Mühe, Aufmerksamkeit und Unterstützung investierte, der vielleicht schon einmal für jemand anderen ‘seine Beziehungen spielen ließ’, von einem anderen nichts zurückbekommt, weil dieser eben nicht ‘seine Beziehungen spielen lassen’ will oder kann. Und die Weitergabe des in einer häuslichen Gemeinschaft akkumulierten Kulturkapital kostet ebenfalls anders verwendbare Zeit, wie bereits angemerkt.

Die Bedeutung gelungener oder mißlungener Ressourcentransfers läßt sich gut bei Jugendlichen beobachten, die den Übergang zum jungen Erwachsenen meistern wollen. In diesem Übergang geht es unter anderem darum, die in der Herkunftsfamilie akkumulierten Ressourcen oder Kapitalien in einem größeren gesellschaftlichen Bezugsfeld umzusetzen, zu realisieren – aber genau dafür bietet dieses neue Bezugsfeld meist weniger Garantien als das alte, familiäre. Vergleichbar ist diese Statuspassage mit der heiklen Situation eines Produzenten, der mit einem neuen Produkt an den Markt geht – die Verkaufbarkeit und ein gewinnbringender Preis sind nicht garantiert. Die jungen Erwachsenen müssen sich für einen Ausbildungsweg, eine berufliche Karriere entscheiden und diesen Schritt meistern, sie müssen partnerschaftliche Versuche unternehmen und sich in einem erweiterten Freundschaftsnetzwerk bewegen, das nicht mehr mit dem familiären und lokalen Bereich identisch ist. Die akkumulierten Ressourcen, oder das bis dahin akkumulierte ökonomische, soziale, kulturelle Kapital, muß realisiert werden und es ist nicht abzusehen, wie gut das gelingt.

Dieses allgemeine Problem ist in den neunziger Jahren unter anderen Bedingungen zu lösen als in den Jahrzehnten zuvor. Die Gesellschaft differenziert sich weiter, wandelt sich schneller, wobei die Ressourcenverteilung sich allerdings polarisiert. Immer weniger Menschen produzieren einen immer größeren Reichtum, an dem immer mehr Menschen immer weniger teilhaben können. Für die Jugendlichen ist das ein ambivalenter Prozeß, der einerseits Möglichkeitsräume für Identitätsentwicklung eröffnet, und andererseits die Ressourcen, die zur Ausfüllung dieser Möglichkeitsräume erforderlich wären, verknappt.

Sowohl für die West- wie für die Ost-Jugendlichen ist eine Reaktion auf diese kritische Situation der Versuch, die Ressourcen nicht zu gefährden und lieber nur maßvoll zu erweitern. Identitätsbildung hat hier nichts Spielerisches, sie ist eher ein besonnenes Krisenmanagement, bei dem Risiken vermieden werden. Experimente finden nur in einzelnen Lebensbereichen statt, aber nur an der Sicherungsleine einer Gesamt-Identität,

die auf *Normalität* aus ist. Die Selbstinszenierung als *ganz normal* ist „Ausdruck monadischer Selbstversicherung“⁴¹. Diese *rhetoric of normality* ermöglicht es, inmitten normativer Unsicherheit scheinbare Klarheit herzustellen, den eigenen Status nicht ständig diskursiv erklären zu müssen, Zugehörigkeit zu anderen „Normalen“ zu erlangen und sich unter diesen als jemand darstellen zu können, „der es geschafft hat“.⁴²

Freilich ist Normalität nicht gleich Normalität. In einer Zeit, in der sich *das Normale* als umgreifende kulturelle Dauerorientierung, als verbindliche und vor allem alternativlose Festlegung verflüchtigt hat, stellt sich die Frage nach der Norm der Normalität, und das verweist auf die Frage nach normgebenden Strukturen und Diskursen. An die Stelle früherer gesellschaftlicher Großstrukturelemente sind heute die *Milieus* getreten. Mit dem Konzept der sozialen Milieus läßt sich sowohl die zunehmende vertikale *und* horizontale Differenzierung des sozialen Raums als auch seine Ordnung in Gruppierungen abbilden.⁴³ Mit dem Fokus der Ressourcen können die Milieus als Inseln im sozialen Raum gesehen werden, die sich voneinander in der Gesamtsumme wie auch dem jeweiligen Mischungsverhältnis der Ressourcen oder Kapitalsorten unterscheiden. Darüber hinaus unterscheiden sie sich auch nach dem Vorkommen bestimmter „Wertetypen“⁴⁴. *Milieus sind also Räume gleicher Ressourcenkonzentration*. Die jeweils aktuelle Verteilungsstruktur der verschiedenen Kapitalsorten, ihr Mix, entspricht der „Struktur der gesellschaftlichen Welt, d.h. der Gesamtheit der ihr innewohnenden Zwänge, durch die das Funktionieren der gesellschaftlichen Wirklichkeit bestimmt und über die Erfolgchancen der Praxis entschieden wird“.⁴⁵ Ressourcen konstituieren Milieus. Die Jugendlichen desselben Milieus haben mit großer Wahrscheinlichkeit die gleiche Ressourcenlage und eine sich ähnelnde Wertestruktur. Ressourcen und Werte wiederum bestimmen Reichweite und Richtung der jeweiligen Identitätsbildungsprozesse. Was den Jugendlichen bei ihrem Übergang zum jungen Erwachsenen *subjektiv* als (Aus-) Bruch erscheinen mag, ist häufig nur die Ausschöpfung der durch die Modernisierung modifizierten, gedehnten, milieutypischen Varianz. Die bekannte Postmoderne-Diagnose, nach der die entscheidungsoffenen Lebensmöglichkeiten zunehmen, und nach der die Jugendlichen ihr eigener ‘Promotor’, ‘Identitäts-Architekt’ oder ‘Identitäts-Manager’ sein müssen, stimmt nur im Rahmen des Möglichkeitsfeldes, das durch den milieüblichen Ressourcen- und Werte-Mix gegeben ist. Dieser Umstand erhöht die Bedeutung der Milieus für die Identitäts-Arbeit. Die Milieus setzen ein bestimmtes Möglichkeits-Feld der Identitätsentwicklung. Die *Normalität* als Zielperspektive jugendlicher Identitätsarbeit ist also von den jeweiligen Milieus geprägt, sie entspricht der mehr oder weniger individuell modifizierten *Milieu-Normalität*. Diese Modifizierungen sind

sowohl individuell als auch durch das Milieu gebrochene Modernisierungseffekte.

Die Selbstnormalisierung der Jugendlichen, der Trend zum Identitätserbe der Eltern wirft einige Fragen auf. Nicht nur, daß auch die Leipziger Studie das Klischee, daß 'die Jugend' per se als kritische gesellschaftliche Instanz anzusehen sei, als eine experimentierende Gruppe, die der Gesellschaft lebensreformerische Impulse liefert, als ein obsoletes Stereotyp ausweist. Das Normalisierungssyndrom steht sowohl im Widerspruch zum auf existenzialer Sicherheit gegründeten Hedonismus ostdeutscher Jugendlicher vor der Wende, wie auch zu den Pluralisierungs- und Fragmentierungs-Prognosen der Individualisierungstheorie. Hedonistische Akzente sind bei dem gegenwärtigen Streben nach Normalität fast ausgeblendet. Bei dieser Normalisierung handelt es sich auch nicht um eine (Selbst-) Uniformierung auf dem Niveau relativen Luxus', also einer Ausrichtung entlang der Wegweiser der Mode- und Medienindustrie. Die (Selbst-) Uniformierung ist hier eher eine (Selbst-) Standardisierung, im Sinne der Beschränkung auf das, was nötig und machbar erscheint. Die Konzentration auf die Ausbildung, auf die Übernahme in ein Ausbildungsverhältnis danach, bzw. überhaupt auf den Wiedereinstieg ins Arbeitsleben bindet viele Kräfte und läßt die Entwicklung in anderen Lebensbereiche häufig brach liegen. Die Selbstentwürfe ostdeutscher Jugendlicher stellen sich in der Leipziger Studie als modernisierte und korrigierte Varianten der elterlichen Lebenswege dar. Es stellt sich die Frage, was denn für die Jugendlichen am Status der vorherigen Generation so faszinierend ist, daß sie sich nichts Alternatives oder wenigstens Darüberhinausgehendes wünschen. Vieles spricht dafür, daß es begründete Ängste vor sozialem Abstieg und sozialer Isolation sind, die die Jugendlichen sich an die Identität ihrer Eltern klammern lassen. Offensichtlich reagieren junge Erwachsene mit seismographisch feinem Gespür auf die sich verschärfenden Verteilungskämpfe und die fortschreitende Polarisierung der Gesellschaft – aber dieser Befund ist international.

Das Besondere in Ostdeutschland ist, daß nach der Abwicklung der DDR und der Transformation ihrer Reste in eine der alten Bundesrepublik ähnelnden Form sich im Osten eine „Individualisierung und De-Institutionalisierung“⁴⁶ vollzieht. Der Individualisierungsprozeß ist aber idealtypisch immer parallel zu einem Institutionalisierungsprozeß zu denken. Elisabeth Beck-Gernsheim nennt das „Das Doppelgesicht von Individualisierungsprozessen“⁴⁷, Habermas im Anschluß an Parsons einen „institutionalisierten Individualismus“⁴⁸, und Ulrich Beck umschreibt das Resultat des Individualisierungsprozesses als eine „institutionenabhängige Individuallage“⁴⁹. Die Alltagsprobleme der ostdeutschen Jugendlichen erklären sich daraus, daß die gewachsenen Institutionen und

Vergesellschaftungsstrukturen der Vorwendezeit, die Integration in Ausbildung, Beruf und Freizeit leisteten, aufgelöst sind. Eine neue Infrastruktur, die den Transformations- und Deindustrialisierungseffekten adäquat wäre, gibt es noch nicht.⁵⁰ Hierzu kommt noch ein weiteres Problem, denn es ist eben nicht ohne weiteres zu erwarten, „daß die in der Bundesrepublik gewohnten und eingelebten assoziativen Strukturen nun auch im soziokulturellen Boden der ehemaligen DDR Wurzeln schlagen und in vergleichbarer Weise tatsächlich funktionieren, wie wir es in der Bundesrepublik mit ihrem ausgebauten System verbandlich vermittelter gesellschaftlicher Selbstregulierung gewohnt sind. Wenn solche Institutionen sich mit Leben füllen anstatt dahinwelken und schließlich verdorren sollen, dann ist Voraussetzung dafür, daß sie von ihrer jeweiligen spezifischen gesellschaftlichen Basis her als sinnvolle und zweckmäßige Einrichtungen anerkannt werden. Sie müssen aufsitzen auf den Traditionen, Routinen, Erwartungen, Erfahrungen und Qualifikationen, die mit der Einrichtung der Institution selbst nicht automatisch miterzeugt werden.“⁵¹ Hier werden die ostdeutschen Jugendlichen bei der Lösung ihrer altersspezifischen Sozialisationsaufgaben eher zurückgeworfen, sie werden genötigt, mit hohem Ressourcenverbrauch ‘bis auf Weiteres’ eine Art ‘Notprogramm’ zu fahren. Während die Entwicklungsaufgabe ‘Beruf und materielle Selbständigkeit erwerben’ von den Jugendlichen „kurz vor der Wende als lösbar und relativ unproblematisch reflektiert“ wurde, „scheint plötzlich diese Entwicklungsaufgabe ... unlösbar oder schwer lösbar geworden zu sein. Die individuellen Möglichkeiten zur Selbstverwirklichung werden durch objektiv vorhandene – bisher nicht gekannte – Schwierigkeiten eingeschränkt. Es ist zur Zeit kaum vorhersagbar, welche Konsequenzen das für diese Jugendgeneration mit sich bringen wird.“⁵² Der Verzicht auf Experimente, die Verengungen des Erwartungshorizontes, das Sich-Windschlüpfrig-Machen, kurz: das Streben nach Normalität, scheinen da erfolgversprechende, ressourcensparende (Interims-) Lösungen zu sein.

Die Praxis erweist sich hier als Resultante der Ziel- und Ressourcenvektoren. Sehr deutlich wird das am Beispiel der Schere zwischen dem Kinderwunsch einerseits und der Geburtenrate andererseits, wie nach der Wende in Ostdeutschland feststellbar war.⁵³ Ebenso wie der Absturz der Geburtenrate nicht den automatischen Schluß auf das Verschwinden des Kinderwunsches zuläßt, kann der deutlich verzögerte Auszug der Jugendlichen aus den Haushalten der Herkunftsfamilien⁵⁴ nicht als eine urplötzlich hereingebrochene Verzögerung des Ablösewunsches im Vergleich zu den Vor-Wende-Jahren interpretiert werden. Vielmehr taugen die früheren Praxen (frühe Heirat, die staatliche Wohnraumversorgung provozierte bzw., in den Städten, Einzug in staatlicherseits ausgemusterte Woh-

nungen mit oder ohne Mietvertrag) zum Vollzug der Ablösung nicht mehr, während die aktuellen Lösungsmuster (eigene Wohnung auf dem freien Markt mit eigenem Hausstand) nicht erschwinglich sind. Die ostdeutschen Jugendlichen wurden übergangslos mit einer Entwicklung konfrontiert, die sich im Westen allmählicher durchgesetzt hatte, und auf die die Ostdeutschen mit ihrer Sozialisation, ihrer Wertestruktur und ihrem auf existentialer Absicherung basierenden Lebensstil nicht vorbereitet waren. Ditmar Brock umschreibt die für die ostdeutschen Jugendlichen neuen Verhältnisse so: „Immer mehr Menschen können sich immer mehr von dem nicht mehr leisten, was zu den von allen Gesellschaftsmitgliedern erwarteten Standards gehört. Während viele der älteren zivilisatorischen Standards noch nicht mit direkten Kosten verbunden waren, müssen die neueren nahezu ausnahmslos individuell (bzw. von den Haushalten) bezahlt werden, und zwar mit inflationär steigender Tendenz: Mieten, Kosten fürs Auto, Energieversorgung und vieles anderes sind besonders stark gestiegen.“⁵⁵ Zu dieser Nachwendeneuerung kommt hinzu, daß der Ressourcenpool der sozialen Netzwerke ausgedünnt wurde, denn ostdeutsches kulturelles und soziales Kapital war nicht ohne weiteres konvertierbar. Die größten Einbußen gab es jedoch in bezug auf ökonomisches Kapital. Die „Umdefinierung der Vermögenswerte (die von den Ostdeutschen in die vereinigte Bundesrepublik eingebracht wurden) in Verluste“⁵⁶, die – auch für das gesamtdeutsche Gemeinwesen – ruinöse Treuhandpolitik⁵⁷, führten „zur Enteignung eines ganzen Volkes“, zu einem „außerhalb von Kriegs- und Nachkriegszeiten einmaligen Vermögenstransfer“⁵⁸, der die idealtypische Funktion von Netzwerken als Ressourcenpool einschränkt.

Der ressourcenorientierte Blick auf die individuelle Bewältigung der ostdeutschen Transformationsprozesse zeigt, daß der individualisierungstheoretische Diskurs abstrakt bleibt, wenn nicht systematisch auf die Ressourcenlage rekurriert wird. In bezug auf die Identitätsentwicklung der jungen Erwachsenen in Ostdeutschland ist festzustellen, daß die neuen Möglichkeiten des individuellen Selbstentwurfs wiederum durch Ressourcenverknappung und Abstiegsgefährdung, wie sie seit dem Beitritt erlebt wird, eingengt sind. Vorläufig sind die Reaktionen der Jugendlichen darauf konservativ gefärbte Sicherungspraxen, die mit solidarischen, humanistischen, teilweise sozialistisch gefärbten Gesellschaftsidealen eine bizarre Mischung eingehen. Das heißt auch, daß die aktuelle Alltagspraxis der Jugendlichen nur unvollständig Auskunft gibt über ihre Identitätsprobleme, ihre Werte und Ziele, deren Realisierung teilweise 'auf Eis' gelegt sind. Das bislang leidliche Funktionieren des Alltags in Ostdeutschland kann nicht darüber hinwegtäuschen, daß der Transformationsprozeß in der Gesamtbilanz, nicht nur für die Jugendlichen, zu einer enormen Ressourcenvernichtung geführt hat.

- 1 Vgl. J. E. Marcia, Development and validation of Ego-Identity-Status, in: Journal of Personality and Social Psychology, 1966, 3 (5), S. 551-558; ders., Identity diffusion differentiated, in: M. A. Luszcz/T. Nettelbeck (Hrsg.), Psychological development across the life-span, North-Holland 1989, S. 289-295; J. E. Marcia/A. S. Waterman/D. R. Matteson/S. L. Archer/J. L. Orlofsky, Ego identity. A handbook for psychosozial research. New York 1993.
- 2 Vgl. U. Beck, Jenseits von Klasse und Stand?, in: R. Kreckel (Hrsg.), Soziale Ungleichheiten, Göttingen 1983 („Soziale Welt“, Sonderheft 2); ders., Soziale Ungleichheiten, gesellschaftliche Individualisierungsprozesse und die Entstehung neuer sozialer Formationen und Identitäten, in: ebenda; zusammenfassend: E. Beck-Gernsheim, Individualisierungstheorie: Veränderungen des Lebenslaufes in der Moderne, in: H. Keupp (Hrsg.) Zugänge zum Subjekt. Perspektiven einer reflexiven Sozialpsychologie, Frankfurt a.M. 1993; U. Beck/E. Beck-Gernsheim, Individualisierung in modernen Gesellschaften – Perspektiven und Kontroversen einer subjektorientierten Soziologie, in: diess. (Hrsg.), Riskante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften, Frankfurt a.M. 1994, S. 10-39.
- 3 Vgl. H. Keupp, Auf der Suche nach der verlorenen Identität, in: H. Bilden/H. Keupp (Hrsg.), Verunsicherungen. Das Subjekt im gesellschaftlichen Wandel, Göttingen 1989, S. 64ff.
- 4 U. Beck/E. Beck-Gernsheim, Individualisierung in modernen Gesellschaften (Anm. 2), S. 11ff.
- 5 Ebenda, S. 14.
- 6 U. Beck, Der Konflikt der zwei Modernen (Eröffnungsvortrag beim 25. Deutschen Soziologentag in Frankfurt a.M. 1990, Ms).
- 7 M. Kohli/G. Robert, Biographie und soziale Wirklichkeit, Stuttgart 1984.
- 8 E. H. Erikson, Identität und Lebenszyklus, Frankfurt a.M. 1973 (Originalausgabe 1959).
- 9 H. Keupp, Riskante Chancen. Das Subjekt zwischen Psychokultur und Selbstorganisation, Heidelberg 1988; ders. u.a., Erwerbsverläufe, soziale Netzwerke und Identitätsentwicklung junger Erwachsener, in: Entwicklungsperspektiven von Arbeit, München 1991, S. 83.; ders., Subjekt und Psychologie in der Krise der Moderne – Perspektiven einer „Postmodernen Sozialpsychologie“, in: G. Benetka/G. Brandl/W. Fürnkranz/H. Lonig/Ch. Nowak (Hrsg.), Gegen-Teile. Gemeinsamkeiten und Differenzen einer kritischen Psychologie, München/Wien 1992.
- 10 U. Beck/E. Beck-Gernsheim, Das ganz normale Chaos der Liebe, Frankfurt a.M. 1990, S. 12.
- 11 R. Hitzler, Sinnbasteln. Zur subjektiven Aneignung von Lebensstilen, in: I. Mörth/G. Fröhlich (Hrsg.), Das symbolische Kapital der Lebensstile. Zur Kultursoziologie der Moderne nach Pierre Bourdieu, Frankfurt a.M./New York 1994, S. 77.
- 12 Ebenda, S. 84.
- 13 Ebenda, S. 77.
- 14 Siehe dazu im Detail: Th. Ahbe/C. Glücksmann/B. Mitzscherlich, Identitätsentwicklung junger Erwachsener in Ostdeutschland. Eine Studie aus der Region Leipzig, in: B. Lutz/H. Schröder (Hrsg.), Entwicklungsperspektiven von Arbeit im Transformationsprozeß, München 1995, S. 21-63.
- 15 Parallel zu den Untersuchungsgruppen in Bayern wurden in Leipzig zwei Untersuchungsgruppen von jungen Erwachsenen beiderlei Geschlechts zwischen 17 und 21 Jahren gebildet. Gruppenbildendes Kriterium war die Kontinuität oder Diskontinuität der Ausbildungs- und Erwerbskarrieren bis 1991. Nach Abschluß der Pilotstudie

wurden 35 Jugendliche für einen qualitativen Längsschnitt ausgewählt.

Die sogenannten „Diskontinuierlichen“ sind Jugendliche mit knappen individuellen, sozialen, kulturellen und materiellen Ressourcen. Sie stammen meist aus konfliktreichen Familienverhältnissen, haben Sonderschul-, Heim- und Jugendwerkhofkarrieren hinter sich und dementsprechend schlechte Schulabschlüsse. Sie sind arbeitslos oder befinden sich in Arbeitsförderungs- bzw. Umschulungsmaßnahmen, was einem durch die Minderqualifikation von Anfang an mißlungenen Berufsstart in einem von Jugendarbeitslosigkeit enorm belasteten Arbeitsmarkt geschuldet ist. Neben dem diskontinuierlichen Entwicklungsweg ähneln sich die Jugendlichen in Bezug auf die konfliktreichen Zustände in den Herkunftsfamilien. Fast alle Jugendliche leben nicht mit beiden leiblichen Eltern zusammen, sondern meist mit der Mutter, wechselnden Stiefvätern und mehreren (Halb)Geschwistern. Im Gegensatz zu den kontinuierlichen Jugendlichen haben viele von ihnen zeitweilige Aufenthalte im Heim, in Jugendwerkhöfen oder bei Pflegeeltern und entfernteren Verwandten erlebt. Das Klima in ihren Herkunftsfamilien ist geprägt von Konflikten zwischen den Eltern und Streit der Jugendlichen mit Eltern oder Geschwistern, sehr oft spielten Alkoholmißbrauch und Gewalt eine Rolle.

Die sogenannten „Kontinuierlichen“ sind Jugendliche mit größeren individuellen, sozialen, kulturellen und materiellen Ressourcen. Sie kommen meist aus harmonischen Familienverhältnissen, haben die mittlere, teilweise die Hochschulreife und befinden sich in einer Ausbildung zu Verwaltungsfachangestellten im kommunalen Bereich. Die „Kontinuierlichen“ zeichnen sich in erster Linie durch ein scheinbar reibungsloses Funktionieren in gesellschaftlichen Anforderungen aus. Sie berichten nicht von gravierenden schulischen Schwierigkeiten und konnten mindestens die 10. Klasse mit guten Ergebnissen abschließen. Sie hatten zumeist keinen (anderen) Berufswunsch und wählten die Ausbildung in der Verwaltung, weil hier ein Ausbildungsplatz ohne größeren Aufwand zu bekommen war und eine Anstellung im öffentlichen Dienst relative Sicherheit versprach. Wenn die Jugendlichen über ihre Tätigkeit, das Betriebsklima und das Einkommen sprechen, wirken sie zufrieden, begeistert allerdings auch nicht. Sie schildern nur selten Konflikte, wirken anpassungsbereit und auch -fähig. Ihre Wünsche sind realistisch: Sie wollen in der Verwaltung bleiben und eventuell in deren Hierarchie aufsteigen.

- 16 Das sind die Bedeutung einzelner Lebensbereiche (Arbeit, Herkunftsfamilie und neue Partnerschaft, außerfamiliale Reproduktion) sowie die Bedeutung sozialer Netzwerke für die Identitätsarbeit.
- 17 P. Bourdieu, Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital, in: R. Kreckel (Hrsg.) Soziale Ungleichheiten (Anm. 2), S. 183.
- 18 Ebenda.
- 19 Ebenda, S. 183ff. und: P. Bourdieu, Die verborgenen Mechanismen der Macht. Schriften zu Politik und Kultur I, Hamburg 1992, S. 49ff.
- 20 G. Fröhlich/I. Mörth, Lebensstile als symbolisches Kapital?, in: I. Mörth/G. Fröhlich (Hrsg.), Das symbolische Kapital der Lebensstile (Anm. 11), S. 7; sowie G. Fröhlich, Kapital, Habitus, Feld, Symbol. Grundbegriffe der Kulturtheorie bei Pierre Bourdieu, in: ebenda, S. 37.
- 21 P. Bourdieu, Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital (Anm. 18), S. 185.
- 22 Ebenda, S. 190ff.
- 23 Ders., Die verborgenen Mechanismen der Macht (Anm. 20), S. 64.
- 24 Ders., Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital (Anm. 18), S. 192f.

- 25 Ders., Die verborgenen Mechanismen der Macht (Anm. 20), S. 63.
- 26 Ders., Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital (Anm. 18), S. 190ff.
- 27 H. Keupp, Diskursarena Identität: Lernprozesse in der Identitätsforschung, 1995 (Ms).
- 28 Ders., Soziale Netzwerke – Eine Metapher des gesellschaftlichen Umbruchs?, in: H. Keupp/B. Röhrle (Hrsg.), Soziale Netzwerke, Frankfurt a.M./New York 1987. S. 24 u. 22.
- 29 Ebenda, S. 39f.
- 30 P. Bourdieu, Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital (Anm. 18), S. 192f.
- 31 Ebenda, S. 186.
- 32 Ders., Die verborgenen Mechanismen der Macht (Anm. 20), S. 72.
- 33 G. Fröhlich, Kapital, Habitus, Feld, Symbol. Grundbegriffe der Kulturtheorie bei Pierre Bourdieu, in: I. Mörth/G. Fröhlich (Hrsg.), Das symbolische Kapital der Lebensstile (Anm. 11), S. 37.
- 34 Vgl. H. Keupp, Diskursarena Identität (Anm. 28).
- 35 Ebenda (Ms S. 10).
- 36 Bei vielen der Verwaltungsfachschüler in der Region Leipzig war festzustellen, daß die Eltern, meist die Mütter, schon zu DDR-Zeiten in den Behörden tätig waren und die Ausbildungsplätze für ihre Kinder organisiert hatten, hier wurden regionale Ressourcen relevant.
- 37 P. Bourdieu, Politisches Kapital als Differenzierungsprinzip im Staatssozialismus, in: ders., Die Intellektuellen und die Macht, hrsg. von I. Dölling, Hamburg 1991.
- 38 Ders., Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital (Anm. 18), S. 195.
- 39 Ders., Die verborgenen Mechanismen der Macht (Anm. 20), S. 72.
- 40 Ebenda, S. 73.
- 41 W. Kraus/B. Mitscherlich, Abschied vom Großprojekt: Normative Grundlagen der empirischen Identitätsforschung und die Notwendigkeit ihrer Reformulierung, 1995 (Ms).
- 42 Die Normalitätssimulation dient damit in gewissem Sinne als „Panzer“. Vgl. diess., „Normality“ as a paradise lost or as utopia? Identity development in an individualized society. Vortrag auf der 4th Biennial Conference of the European Association for Research on Adolescence May 28th-June 1st, 1994, Stockholm.
- 43 H. Keupp, Diskursarena Identität (Anm. 28).
- 44 Vgl. dazu B. Flaig/Th. Meyer/J. Uetzlhöffer, Alltagsästhetik und politische Kultur, Bonn 1994; J. Uetzlhöffer/B. Flaig, Spuren der Gemeinsamkeit? Soziale Milieus in Ost- und Westdeutschland, in: W. Weidenfeld (Hrsg.), Deutschland. Eine Nation – doppelte Geschichte, Köln 1993, S. 61-81; M. Vester, Die verwandelte Klassengesellschaft. Modernisierung der Sozialstruktur und Wandel der Mentalitäten in Westdeutschland, in: I. Mörth/G. Fröhlich (Hrsg.), Das symbolische Kapital der Lebensstile (Anm. 12); M. Vester/M. Hofmann/I. Zierke (Hrsg.), Soziale Milieus in Ostdeutschland. Gesellschaftliche Strukturen zwischen Wandel, Zerfall und Neubildung, Bonn 1995.
- 45 P. Bourdieu, Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital (Anm. 18), S. 183.
- 46 W. Kühnel, Entstehungszusammenhänge von Gewalt bei Jugendlichen im Osten Deutschlands (1991), in: U. Beck/E. Beck-Gernsheim (Hrsg.), Riskante Freiheiten (Anm. 2), S. 408.
- 47 E. Beck-Gernsheim, Individualisierungstheorie: Veränderungen des Lebenslaufs in der Moderne, in: H. Keupp (Hrsg.), Zugänge zum Subjekt (Anm. 2), S. 136.
- 48 J. Habermas, Individuierung durch Vergesellschaftung. Zu Georg Herbert Meads Theorie der Subjektivität, in: ders., Nachmetaphysisches Denken, Frankfurt a.M. 1992, S.

- 187.
- 49 U. Beck, *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*, Frankfurt a.M. 1986, S. 210.
- 50 Beim Vergleich der bayerischen und der Leipziger „diskontinuierlichen Jugendlichen“ (Vgl. Anm. 14 u. 15) fällt auf, daß von den westdeutschen einige, von den ostdeutschen niemand nach der Passage von Arbeitsförderungsmaßnahmen einen Job bekommen konnte, was auf infrastrukturelle Defizite im Osten zurückzuführen ist.
- 51 C. Offe, *Die deutsche Vereinigung als 'natürliches Experiment'*, in: B. Giesen/C. Leggewie (Hrsg.), *Experiment Vereinigung. Ein sozialer Großversuch*, Berlin 1991, S. 78f.
- 52 Ch. Krause/M. Neukirch, *Jungen und Mädchen in der DDR der achtziger Jahre*, in: K.-J. Tillmann (Hrsg.), *Jugend weiblich – Jugend männlich. Sozialisation, Geschlecht, Identität*, Opladen 1992, S. 91f.
- 53 U. Hartung/C. Schmidt, *Veränderung des Kinderwunsches von 1989 bis 1992. Rapide gesunkene Geburtenzahlen im Osten Deutschlands: Ursachen und Entwicklungstendenzen*, in: *Kultursoziologie*, H. 4, 1992, S. 27-33.
- 54 Freilich hat der verzögerte Auszug hat nicht nur finanzielle Ursachen und ist keine spezifisch ostdeutsche Erscheinung. Vgl. E. Herms-Bohnhoff, *Hotel Mama. Warum erwachsenen Kinder heute nicht mehr ausziehen*, Zürich 1992.
- 55 D. Brock, *Rückkehr der Klassengesellschaft? Die neuen sozialen Gräben einer materiellen Kultur*, in: U. Beck/E. Beck-Gernsheim (Hrsg.), *Risikante Freiheiten (Anm. 2)*, S. 69.
- 56 W. Dümcke/F. Vilmar, *Was heißt hier Kolonialisierung? Eine theoretische Vorklärung*, in: W. Dümcke/F. Vilmar (Hrsg.), *Kolonialisierung der DDR. Kritische Analysen und Alternativen des Einigungsprozesses*, Münster 1995, S. 15.
- 57 Vgl. K. Wendel, *Die Treuhandanstalt und die Deindustrialisierung Ostdeutschlands*; G. Christ, *Treuhandanstalt: Privatisierung vor Sanierung*. Beide in: *Kolonialisierung der DDR (Anm. 57)*.
- 58 W. Richter, *Kolonialisierung der DDR*, in: K.-J. Scherer/U. C. Wachsmuth (Hrsg.) *Mut zur Utopie*, Münster 1994, S. 98ff. Der Autor versucht das an einem Beispiel zu illustrieren: „Inzwischen werden dem Ostdeutschen z.B. ehemals volkseigene Wohnungen als sog. Eigentumswohnungen zum Kauf angeboten, Wohnungen, die er selbst mit seiner Hände Arbeit errichtet und seinem Geld bezahlt hat. Wer hat das Recht, sich jetzt als Eigentümer dieser Wohnungen zu betrachten, was voraussetzte, diese Wohnungen zu enteignen und sich anzueignen?“ (Ebenda)